

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Mbembe, Achille

Ausgang aus der langen Nacht

Versuch über ein entkolonisiertes Afrika
Aus dem Französischen von Christine Pries

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-58691-4

SV

Achille Mbembe

Ausgang aus der langen Nacht

Versuch über ein entkolonisiertes Afrika

*Aus dem Französischen
von Christine Pries*

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Sortir de la grande nuit. Essai sur l'Afrique décolonisée
© Éditions La Découverte, Paris 2010

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2016

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-58691-4

*Dem Freund Paul Gilroy, der mir den Weg
zum Imaginären gewiesen hat.
Und zum Gedächtnis zweier Denker des unbegrenzten
Werdens: Frantz Fanon und Jean-Marc Éla.*

Inhalt

Vorwort	II
Einleitung	19
<i>Ein halbes Jahrhundert</i>	19
<i>Den ursprünglichen Sinn</i> <i>der Entkolonialisierung rekonstruieren</i>	21
<i>Wohin gehen wir?</i>	26
<i>Demokratisierung und Internationalisierung</i>	32
<i>Neuaufbruch</i>	36
1 Am Anfang ein Totenschädel: Wege eines Lebens ...	39
<i>Erinnerungsfetzen</i>	40
<i>Das tragische Mahl</i>	45
<i>Macht des Simulakrums</i>	50
<i>Entfernung</i>	55
<i>An der Jahrhundertwende</i>	58
2 Welterschließung und Aufstieg zum Menschsein ...	69
<i>Die Welt als historische Bühne</i>	70
<i>Haiti und Liberia: zwei Schwachstellen</i>	76
<i>Rasse und Entkolonialisierung des Wissens</i>	82
<i>Geburt eines Weltdenkens</i>	94
<i>Die Doppelstruktur von Unvermögen und Ignoranz</i>	III
3 Die französische Gesellschaft:	
<i>Nähe ohne Gegenseitigkeit</i>	II7
<i>Der Niedergang einer erstarrten Nation</i>	120
<i>Die Leerstelle der Rasse beheben</i>	135
<i>Plädoyer für geteilte Einmaligkeit</i> <i>und eine Ethik der Begegnung</i>	145

4	Frankreichs langer imperialer Winter	151
	<i>Lossagung von der Zeit und Ungleichzeitigkeit</i>	153
	<i>Plurale Ausdrucksformen – ein leichtes Rumoren</i>	167
	<i>Haarspaltereien</i>	179
	<i>Provinzialisierungswunsch</i>	188
	<i>Der Kolonialismus und die postumen</i>	
	<i>Krankheiten des Gedächtnisses</i>	203
5	Afrika: Hütte ohne Schlüssel	217
	<i>Alte und neue Kartographien</i>	218
	<i>Weit entfernt und weit zurückliegend</i>	225
	<i>Informalisierung der Wirtschaft</i>	
	<i>und Zerfall des Politischen</i>	239
	<i>Militarismus und Lumpenradikalismus</i>	248
6	Zirkulierende Welten: Die afrikanische Erfahrung . .	253
	<i>Tiefgreifende soziale Neuzusammensetzung</i>	254
	<i>Geschlechterkampf und neue Lebensstile</i>	265
	<i>Afropolitanismus</i>	275
	<i>»Sich etwas anderem zuwenden«</i>	285
	Epilog	297

Jene, die mit jedem Tag ferner lagern dem Ort ihrer Herkunft,
jene, die mit jedem Tag ihr Boot auf andre Ufer ziehn,
die kennen besser mit jedem Tage den Lauf der unlesbaren
Dinge; und aufwärts folgend den Flüssen ihrer Quelle zu,
zwischen grünen Scheinen, umfängt sie jählings dieser
scharfe Glast, wo alle Sprache die Waffen streckt.

Saint-John Perse, *Schnee*, IV, in: *Exil*.

Vorwort

Vor einem halben Jahrhundert lebte der größte Teil der Menschheit unter dem Joch des Kolonialismus – einer besonders primitiven Form rassistischer Herrschaft. Deren Überwindung stellt ein Schlüsselmoment in der Geschichte der Moderne dar. Dass dieses Ereignis im philosophischen Denken unserer Zeit kaum Spuren hinterlassen hat, ist für sich genommen kein großes Rätsel. Nicht aus allen Verbrechen geht zwangsläufig etwas Sakrosanktes hervor. Von manchen historischen Verbrechen blieb nur Schändliches und Profanes – die nachhaltige Sterilität einer verkümmerten Existenz, die es kurz gesagt unmöglich macht, eine »Gemeinschaft zu bilden« und zum Weg der Humanität zurückzufinden. Hat die Kolonialisierung womöglich genau eine solche unmögliche Gemeinschaft vor Augen geführt – tetanisches Zucken und vergebliches Pfeifen zugleich? Der vorliegende Essay widmet sich dieser Frage nur indirekt; im Ganzen und im Detail muss ihre Geschichte noch geschrieben werden.

Hauptgegenstand dieses Essays ist die Entkolonialisierungswelle Afrikas im 20. Jahrhundert. Dabei geht es nicht darum, deren Geschichte noch einmal nachzuverfolgen oder sie soziologisch zu untersuchen, geschweige denn typologisch. Diese Arbeit ist erledigt und bis auf einige Details ist ihr nur sehr wenig hinzuzufügen.¹ Noch weniger geht es um eine Bilanzierung dessen, was die Unabhängigkeit gebracht hat. Die Entkolonialisierung ist ein Ereignis, dessen grundlegende politische Bedeutung im *aktiven Willen zur Gemeinschaft* bestand – so wie man früher vom Willen zur Macht gesprochen

1 Einen Gesamtüberblick gibt Prasenjit Duara (Hrsg.), *Decolonization. Perspectives Now and Then*, London: Routledge, 2004.

hat. Dieser Wille zur Gemeinschaft ist ein anderer Name für das, was man *Wille zum Leben* nennen könnte. Er war auf die Verwirklichung eines gemeinsamen Projekts gerichtet: auf eigenen Beinen zu stehen und eine eigene Tradition zu begründen. In jener abgeklärten, von Zynismus und Leichtfertigkeit zutiefst geprägten Zeit, in der alles gleichgültig war, konnten solche Worte nur Hohngelächter hervorrufen. Trotzdem waren damals viele bereit, für die Verteidigung dieser Ideale ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Diese Ideale waren nämlich kein Vorwand, sich aus der Gegenwart zurückzuziehen oder sich vom Handeln fernzuhalten. Im Gegenteil: Sie spornten dazu an, die Zukunft selbst in die Hand zu nehmen und in der Praxis eine Neuverteilung der Sprache sowie eine neue Logik des Sinns und des Lebens durchzusetzen. Bei dem Versuch, auf den Trümmern der Kolonialisierung eine entkolonialisierte Gemeinschaft zu errichten, wurde Erstere weder als Schicksal noch als Notwendigkeit wahrgenommen. Wenn man die kolonialen Verhältnisse zerschlägt, so wurde argumentiert, würde der verlorene Name wieder zum Vorschein kommen. Das Verhältnis zwischen dem, was gewesen war, was gerade geschehen war, und dem, was kommen würde, würde sich umkehren und dies würde es möglich machen, eine eigene Schöpfungsmacht und eine eigene Fähigkeit zur Artikulation einer Differenz und einer positiven Kraft zu demonstrieren.

Zum Willen zur Gemeinschaft kamen der Wille zum Wissen und der Wunsch nach Einmaligkeit und Originalität hinzu. Der antikoloniale Diskurs ist im Wesentlichen auch dort für das Modernisierungspostulat und die Fortschrittsideale eingetreten, wo sich in ihm – sei es explizit (wie im Fall von Gandhi) oder implizit – eine Kritik daran abzeichnete. Hinter dieser Kritik stand das Streben nach einer Zukunft, die nicht von vornherein feststehen, sondern übernommene oder ererbte Traditionen, Interpretationen, Experimente und

Neuschöpfungen mischen sollte, wobei das Wesentliche darin bestand, sich in Richtung auf andere mögliche Welten von dieser Welt wegzubewegen. Den Kern dieser Analyse bildete die Vorstellung, dass die westliche Moderne unvollkommen, unvollständig und unvollendet geblieben war. Der Anspruch des Westens, über die Sprache und die Formen, die das Ereignis des Menschen annehmen kann, zu verfügen, ja sogar ein Monopol auf die Idee der Zukunft schlechthin zu besitzen, war nur eine Fiktion. Die neue, postkoloniale Welt war nicht dazu gezwungen, das zu imitieren und zu wiederholen, was anderenorts erreicht worden war.² Da der Verlauf der Geschichte jedes Mal wieder einmalig ist, machte eine zukunftsstaugliche Politik – ohne die es keine vollgültige Entkolonialisierung geben konnte – die Erfindung neuer Denkbilder erforderlich. Dies war nur möglich, wenn man sich zu einem gründlichen Erlernen der Zeichen und der Modalitäten von deren Zusammentreffen mit der Erfahrung als der Zeit zwang, die den Orten des Lebens eigen ist.³

Zieht die heute herrschende Vermischung der Wirklichkeiten diese Vorsätze in Mitleidenschaft, nimmt sie ihnen die historische Dichte, ja sogar ihre Aktualität? War die Entkolonialisierung – soweit ein so unscharfer Begriff überhaupt aussagekräftig sein kann – nur ein substanzloses Phantasma? War sie letztendlich nur ein Zwischenfall, der viel Lärm machte, ein oberflächlicher Riss, ein kleiner äußerer Sprung, das Zeichen einer Zukunft, die dazu prädestiniert ist, in die Irre zu gehen? Weist die Dualität von Kolonialisierung und Entkolonialisierung nur in eine Richtung? Spiegeln beide sich als historische Phänomene nicht ineinander wider, setzen sie einander nicht voraus wie die zwei Seiten einer Me-

2 Dilip P. Gaonkar (Hrsg.), *Alternative Modernities*, Durham: Duke University Press, 2001.

3 Fabien Éboussi Boulaga, *La Crise du Muntu*, Paris: Présence africaine, 1977.

daille? Dies sind einige der Fragen, um deren Untersuchung sich dieser Essay bemüht. Eine seiner Thesen lautet, dass die Zeit mit der Entkolonialisierung begonnen hat sich in viele verschiedene Formen von Zukunft zu verzweigen, die per definitionem kontingent waren. Die Wege, die die befreiten neuen Nationen einschlugen, ergaben sich teilweise aus den innenpolitischen Kämpfen in den betreffenden Gesellschaften.⁴ Diese Kämpfe gingen wiederum auf alte, aus der Kolonialzeit stammende soziale Formen und ökonomische Strukturen und auf die Regierungstechnik und -praxis der neuen postkolonialen Systeme zurück. In den meisten Fällen führten sie zum Aufbau einer Herrschaftsform, die manchmal als »Herrschaft ohne Hegemonie« bezeichnet wird.⁵

Dieser Essay beginnt bewusst erzählerisch und autobiographisch (Kapitel 1). Dabei wird geschildert, inwiefern der eigentliche postkoloniale Moment für viele mit einer Dezentrierungserfahrung einsetzte. Anstatt ein starkes Zeichen zu setzen, das den ehemals Kolonisierten zwang, selbstständig und für sich selbst zu denken, und anstatt der Ort einer Erneuerung des Sinns zu sein, wirkte die Entkolonialisierung – besonders dort, wo sie erzwungen wurde – wie eine Begegnung mit einem in sich selbst zusammenbrechenden Selbst. Nicht wie das Ergebnis eines fundamentalen Freiheitsbegehrens, also wie etwas, das das Subjekt sich nimmt und das zur unverzichtbaren Quelle von Moral und Politik wird, sondern wie eine Äußerlichkeit, eine Aufpfropfung, der offenbar alle Wandlungsfähigkeit fehlte. Danach schlage ich einen Doppelparcours vor: Kapitel 3 und 4 behandeln das, was man wohl eine »ortlose Besatzungsmacht« nennen muss, in diesem Fall das heutige Frankreich. In Form und Gestalt,

4 Jean-François Bayart, *L'État en Afrique* (1989), Paris: Fayard, 2006.

5 Ranajit Guha, *Dominance Without Hegemony*, Cambridge: Harvard University Press, 1998, und Partha Chatterjee, *The Nation and Its Fragments*, Princeton: Princeton University Press, 1993.

als Akt und Verhältnisbestimmung stellte die Entkolonialisierung in vielerlei Hinsicht eine Koproduktion von Kolonisten und Kolonisierten dar. Zusammen – wenn auch an verschiedenen Positionen – schmiedeten sie eine Vergangenheit. Aber eine gemeinsame Vergangenheit zu haben, heißt nicht notwendig, dass man sie auch teilt. An dieser Stelle untersuche ich die Paradoxien der »Postkolonialität« bei einer früheren Kolonialmacht, die eine Entkolonialisierung zuließ, ohne sich selbst zu entkolonialisieren (Kapitel 3). Die Verwerfungen und Verzweigungen, die aus dieser Haltung resultieren, verdienen auch heute noch Aufmerksamkeit, vor allem wegen der Verzerrungen, die auf die offenkundige Unfähigkeit zurückzuführen sind, auf der Grundlage einer gemeinsamen Vergangenheit eine gemeinsame Geschichte zu schreiben (Kapitel 4).

Kapitel 2 und 5 widmen sich dem, was als Hauptparadox der Entkolonialisierung zu betrachten ist: *sterile Verdoppelung und trockene Wiederholung* einerseits sowie *endlose Wucherung* andererseits (wie Gilles Deleuze es ausgedrückt hat⁶). Denn gemessen an einer bestimmten afrikanischen Erfahrung dürfte einer der Prozesse, die unmittelbar nach der Entkolonialisierung einsetzten, die mal eher schleppende und unter-schwellige, mal eher chaotische Zerschlagung der Staatsform und der Institutionen gewesen sein, die zum Erbe der Kolonialisierung gehörten. Als solche ist die Geschichte dieser Zerstörung in ihrer Einmaligkeit noch nicht zur Kenntnis genommen worden. Seither haben die neuen unabhängigen Nationen – in Wahrheit heterogene, auf den ersten Blick unvereinbare und langfristig gemischtgesellschaftliche Versatzstücke – in mehr oder weniger freier Fahrt ihren Weg bei vollem Risiko fortgesetzt. Diese rasante Abfolge – von Dramen,

6 Gilles Deleuze, *Logique du sens*, Paris: Minuit, 1969, S. 44 f. [dt.: *Logik des Sinns*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1993, S. 51 und S. 52 f.].

unerwarteten Brüchen, absehbarem Niedergang vor dem Hintergrund einer ungeheuren Willensschwäche – setzt sich fort. Dabei nimmt der Wandel hier zunächst ansatzweise die Gestalt einer Wiederholung an, dann die Form eines folgenlosen Wetterleuchtens und daran anschließend den Anschein einer Auflösung und eines Versinkens im Unbekannten und Unvorhergesehenen: die unmögliche Revolution.

Der Wille zum Leben bleibt trotzdem bestehen. So gut es geht, wird auf dem afrikanischen Kontinent derzeit ein gigantisches Flickwerk verrichtet. Es kostet besonders viele Menschenleben und dringt bis in die Strukturen des Denkens vor. Über den Umweg der postkolonialen Krise findet eine geistige Umorientierung statt. Zerstörung und Wiederezusammensetzung sind ohnehin so eng miteinander verwoben, dass diese beiden Prozesse unabhängig voneinander nicht mehr zu verstehen sind. Neben einer Welt in Trümmern und dem, was ich »Hütte ohne Schlüssel« (Kapitel 5) genannt habe, zeichnet sich ein Afrika ab, das seine Einheit durch die Ausklammerung und die Umverteilung der Differenzen zu gewinnen sucht. Die Zukunft dieses zirkulierenden Afrika wird von der Stärke seiner Paradoxien und seiner Unbeugsamkeit abhängen (Kapitel 6). Es geht um ein Afrika, dessen soziale und räumliche Strukturen dezentriert sein werden; das sich gleichzeitig auf die Vergangenheit und auf die Zukunft hin ausrichtet; dessen geistige Prozesse eine Mischung aus säkularisiertem Bewusstsein, radikaler Immanenz (Sorge um diese Welt und um den Augenblick) und einer offenkundig nicht göttlich vermittelten Versenkung darstellen; dessen Sprachen und Klänge zutiefst kreolisch sein werden; das dem Experimentieren einen zentralen Stellenwert einräumt; in dem existentielle Bilder und Praktiken keimen, die in erstaunlichem Maße postmodern sind.

Etwas Fruchtbare entströmt dieser *Scholle Afrika*, diesem riesigen Feld, auf dem Stoffe und Dinge beackert werden –

etwas, das sich auf ein extensives und heterogenes, grenzenloses Universum, den Kosmos der Pluralität und der Weite, hin zu öffnen vermag. Dieser *kommenden-afrikanischen-Welt*, deren komplexer und beweglicher Rahmen unablässig von einer Form in die andere übergeht und alle Sprachen und Klangfarben verfremdet, weil er sich kaum noch mit einer Sprache oder reinen Klängen in Verbindung bringen lässt; diesem Körper in Bewegung, der nie an einem Ort verweilt und dessen Zentrum sich überallhin verlagert; diesem Körper, der sich durch das gewaltige Weltengebäude bewegt, habe ich einen Namen gegeben: Afropolitanismus. Südafrika ist sein bevorzugtes Labor (Kapitel 6).

Johannesburg, den 4. August 2010

Dieser Essay ist die Frucht langer Gespräche mit Françoise Vergès. Er nimmt teilweise wörtlich Überlegungen wieder auf, die ich in den letzten zehn Jahren zwischen Afrika, Frankreich und den Vereinigten Staaten in Form von Zeitschriftenaufsätzen (für *Le Débat*, *Esprit*, *Cahiers d'études africaines*, *Le Monde diplomatique*), Vorlesungs-, Seminar- und Arbeitsgruppennotizen oder Beiträgen in der afrikanischen Presse und anderen internationalen Medien entwickelt habe. Ich möchte denjenigen meinen Dank aussprechen, die diese Überlegungen veranlasst, unterstützt, gefördert oder begrüßt haben: Pierre Nora, Olivier Mongin, Jean-Louis Schlegel, Michel Agier, Didier Fassin, Georges Nivat, Pascal Blanchard, Nicolas Bancel, Annalisa Oboe, Bogumil Jewsiewicki, Thomas Blom Hansen, Arjun Appadurai, Dilip Gaonkar, Jean Comaroff, John Comaroff, Peter Geschiere, David Theo Goldberg, Laurent Dubois, Célestin Monga, Yara El-Ghadban, Anne-Cécile Robert, Alain Mabanckou und Ian Baucom.

Dieses Buch wurde während meines langen Aufenthalts am

Witwatersrand Institute for Social and Economic Research (WISER) in Johannesburg geschrieben, wo ich von der Unterstützung meiner Kollegen Deborah Posel, John Hyslop, Pamila Gupta, Irma Duplessis und Sarah Nuttall profitiert habe. Außerdem habe ich von den im Rahmen des von Kelly Gillespie, Julia Hornberger, Leigh-Ann Naidoo, Eric Worby, Tawana Kupe und Sue van Zyl geleiteten Johannesburg Workshop in Theory and Criticism (JWTC) geäußerten Kritiken profitiert. François Gèze, Béatrice Didiot, Pascal Itis und Johanna Bourgault vom Verlag La Découverte haben den Entstehungsprozess des Buches ganz fabelhaft begleitet und ihre Meinung ohne zu zögern geäußert.

Einleitung

Ein halbes Jahrhundert

Der Kolonialismus war beileibe keine leuchtende Erscheinung. Hinter dem riesigen goldenen Standbild, vor dem die verängstigten oder faszinierten Massen auf die Knie fielen, verbarg sich in Wirklichkeit gährende Leere. Ein mit prächtigen Juwelen besetztes Stahlgehäuse, das abgesehen davon Teil der siebenköpfigen Bestie und ihres Bockmists war.¹ Wie ein schleichendes Inferno, dessen Rauchwolken sich überall verbreiten, versuchte er, sich als Ritus und Ereignis zugleich zu etablieren: als Sprache, als Geste und Weisheit, Märchen und Mythos, Mord und Unfall. Und es lag teilweise an seiner beängstigenden Wucherungs- und Wandlungsfähigkeit, dass er das Leben derjenigen, die sich ihm unterworfen hatten, in einem solchen Maße erschütterte, dass er bis in ihre Träume vordrang, ihre schlimmsten Alpträume erfüllte und ihnen alsdann grauenvolle Klagen entlockte.² Die Kolonialisierung selbst war keine bloße Technologie, auch nicht einfach ein Dispositiv. Sie bestand nicht nur aus Mehrdeutigkeiten.³ Sie war auch ein in sich geschlossenes Ganzes, ein Gerüst sich wechselseitig überbietender trügerischer Gewissheiten: die Macht der Unwahrheit. Natürlich bewegte dieses komplexe

1 Yambo Ouologuem, *Le Devoir de violence* (1968), Paris: Le Serpent à plumes, 2003 [dt.: *Das Gebot der Gewalt*, München: Piper, 1969].

2 Achille Mbembe, *La Naissance du maquis dans le Sud-Cameroun. 1920-1960: histoire des usages de la raison en colonie*, Paris: Karthala, 1996.

3 Caroline Elkins, *Imperial Reckoning. The Untold Story of Britain's Gulag in Kenya*, New York: Henry Holt, 2005; und David Anderson, *Histories of the Hanged. Britain's Dirty War in Kenya and the End of Empire*, London: Weidenfeld & Nicolson, 2005.

Gebilde sich hin und her, aber in vielerlei Hinsichten bildete es eine feste, unbewegliche Drehscheibe. Gewöhnlich siegte die Kolonialisierung, ohne im Recht (*raison*) zu sein, weshalb sie von den Kolonisierten nicht nur verlangte, dass sie ihre Lebensweise (*raisons de vivre*) änderten, sondern auch ihre Denkweise (*raison*) – Wesen, die auf ewig im Zwiespalt bleiben würden.⁴ Und als solche riefen die Sache an sich und ihre Repräsentation bei denen, die unter ihrem Joch lebten, Widerstand hervor: Aufsässigkeit, Entsetzen und Verführung zugleich sowie ein paar heftige Aufstände.

Von der Entkolonialisierung als Aufbruchs- und Erhebungserfahrung handelt denn auch dieses Buch. Es untersucht die *entkolonialisierte Gemeinschaft*. In der damaligen Situation bestand die Erhebung zu weiten Teilen in einer Neuverteilung der Sprache. Das war nicht nur dort der Fall, wo es nötig wurde, zu den Waffen zu greifen. Als seien die Feuerzungen des Heiligen Geistes in sie gefahren, begannen die Kolonisierten, auf verschiedenen Ebenen verschiedene Sprachen anstelle der Einheitssprache zu sprechen. In diesem Sinne stellt die Entkolonialisierung innerhalb der Geschichte der Moderne einen wichtigen Moment der Ent-Kopplung und Verzweigung der Sprachen dar. Von nun an gab es nicht mehr den einen Redner oder die eine Vermittlungsinstanz. Kein Wort mehr ohne Gegenwort. Keine Eindeutigkeit mehr. Jeder konnte sich in seiner eigenen Sprache ausdrücken, und die Adressaten dieser Äußerungen konnten sie in ihrer Sprache empfangen. Als der Knoten erst einmal geplatzt war, blieb nur noch eine riesige sprachliche Palette übrig. Für keinen der Menschen, die sich davon befreit hatten, sollte Entkolonialisierung jemals heißen, die Bilder der Sache an sich und ihrer Substitute in einer

4 Cheikh Hamidou Kane, *L'Aventure ambiguë* (1968), Paris: 10 / 18, 2003 [dt.: *Der Zwiespalt des Samba Diallo. Erzählung aus Senegal*, Frankfurt am Main: Verlag Otto Lembeck, 1980].